

JESSICA MAWUENA LAWSON

KEKELI

Roman

Kekeli lebt in einer Kleinstadt in Süddeutschland. Ihr Leben verläuft gleichförmig und angepasst, bis ihre undurchschaubare Cousine Afi aus Togo zu Besuch kommt und Kekeli sich plötzlich mit vielen Fragen der Zugehörigkeit konfrontiert sieht. Zudem wird sie von ihrem Mitschüler Kwame eingeladen, gemeinsam für die »Pamoja Society«, einer Gruppe von kreativen, afro-deutschen Jugendlichen, bei einem Doku-Film über das Leben Schwarzer Menschen in Deutschland mitzuarbeiten und dafür nach Berlin zu fahren.

Auf einem Roadtrip mit Afi, Kwame und dessen Bruder Kofi stößt Kekeli auf ein beklemmendes Familiengeheimnis, das sie aus der Bahn wirft. Und das während sie sich immer mehr in Kwame verliebt.

In ihrer besonderen und klaren Sprache erzählt Jessica Mawuena Lawson die Familiengeschichte ihrer aufgeweckten und sympathischen Protagonistin Kekeli und lädt ihre Leser*innen ein, sich von der Pamoja Society mitreißen und von Afrobeats und Poesie begeistern zu lassen.

Jessica Mawuena Lawson, Jahrgang 1997, lebt in Süddeutschland, arbeitet in einer Unterkunft für Geflüchtete und studiert Literatur- und Kulturtheorie. Nach ihrem Volontariat im Arena Verlag arbeitet sie zudem als freie Sensitivity Readerin und Lektorin. »Kekeli« ist ihr Debütroman. Wie die Protagonistin darin hat auch sie einen deutsch-togoischen Background. Jessica Mawuena Lawson wünscht sich, es würde mehr Bücher aus der Perspektive Schwarzer Menschen in Deutschland geben.

VERBRECHER VERLAG

Für meine Eltern.

*Weil ihr seid, wer ihr seid,
darf ich die sein, die ich bin.*

(Hab euch lieb.)

Erste Auflage

Verbrecher Verlag
Gneisenastr. 2a, 10961 Berlin
info@verbrecherei.de
www.verbrecherei.de

© Verbrecher Verlag GmbH 2026

Coverillustration: Xiaoyu Feng
Gestaltung und Satz: Christian Walter
Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-643-0

Printed in Germany

Der Verlag dankt Céline Kaydul, Lilli Klein,
Paula Schepers und Anne Stritzke.

1.

Ich habe so viele Gesichter. Manchmal wundere ich mich selbst darüber, dass ich nicht durcheinanderkomme. Als ich ihr gegenüberstehe, bin ich mir allerdings unsicher, welches ich wählen soll. Da ist etwas an ihr, das ich nicht greifen kann.

Mein Vater, der im engen Flur vor mir steht, schüttelt ihr ausgiebig die Hand. Er sagt ein paar kurze Sätze auf Ewe. Mir fehlen die Worte, um mir in seiner Muttersprache ein Zuhause zu bauen. Deswegen stehe ich sprachlos hinter ihm und beobachte ihre Reaktion. Sie lächelt. Ihr kantiges Gesicht wird dabei runder, irgendwie weicher. Sie antwortet und klingt sehr höflich.

Wie alt sie wohl ist? 23 vielleicht? Damit wäre sie sechs Jahre älter als ich. Heißt das, dass ich im Umgang mit ihr auf irgendwas achten muss?

Hinter ihr taucht Tante Eugenie im Türrahmen auf. Es ist schon Ewigkeiten her, dass wir uns das letzte Mal gegenüberstanden. Die Zeit hat sich in ihre Mundwinkel und in ihre Stirn gegraben. Dieselben Linien und Abzweigungen deuten sich bereits auf Papas Gesicht an.

»Hallooo ihr beiden«, sagt sie in einer Art Singsang und winkt energisch. »Kommt rein!«

Sie machen uns Platz, Tante Eugenie und meine Cousine, die noch gestern über 4800 Kilometer von uns entfernt war. Was ist wohl ihr erster Eindruck von Deutschland?

Papa und ich ziehen unsere Schuhe aus, auch wenn Tante Eugenie darauf besteht, dass wir sie anlassen. In dem Zimmer, das mal als Wohn- und mal als Esszimmer dient, setzen wir uns auf die schwarze Ledercouch.

Nichts hat sich verändert: Das Kreuz hängt immer noch direkt über dem lautlos laufenden Fernseher, und neben den Holzmasken reihen sich die christlichen Heiligenbilder und gepressten Blütenkonstellationen ein. Auch die Fenstervorhänge und die Sofakissen sind noch aus demselben grünen Stoff. Ich merke, dass ich meine Schultern hochgezogen habe und lasse sie sinken. Nach all den Jahren fühlt sich wenigstens dieser Raum vertraut an, nach still sitzen und die Erwachsenen beobachten, nach immer neuen Leuten, nach Musik, wenn es zur Stimmung passt und nach Dèguè, das ich als Kind so gern gegessen habe und das es nur bei Tante Eugenie gab.

Meine Tante stellt uns einander auf Französisch vor. »Meine Tochter«, sagt sie zu mir. »Das ist deine Cousine Afi. Jetzt, wo sie hier ist, kannst du ihr alles zeigen, ja? Sie ist deine große Schwester – aber hier in Deutschland bist du die Ältere.« Sie lacht.

Ich nicke und sage nur »Ja, natürlich!«, weil ich meinem Schulfranzösisch nicht ganz über den Weg traue. Afis Gesicht bleibt reglos.

Dann geht das Gespräch in Ewe über.

Ich beobachte Afi und hoffe, dass sie es nicht bemerkt. Sie hat kurze schwarze Haare. Ihre Löckchen sind so dicht, dass die einzelnen Haarsträhnen nicht mehr erkennbar sind, und ihre Augen absorbieren mehr, als sie abgeben. An den richtigen Stellen scheint sie zu antworten, sie lächelt nicht viel – aber doch jedes Mal, wenn Tante Eugenie etwas sagt und dann lacht. Papa ist zuerst sehr verhalten, aber im Verlauf des Gesprächs werden seine Gesten größer und auch seiner Stimme erlaubt er, mehr Raum einzunehmen, wie immer, wenn er Ewe spricht. Und er stottert nicht. Trotzdem fallen mir Lücken in seinen Sätzen auf, Tante Eugenie oder Afi werfen ihm dann die Wörter zu, die er in dem Moment nicht findet.

Papa spricht nicht viel Ewe in seinem Alltag – auf seiner Arbeit gibt es keine anderen Togoles:innen, und weder Mama noch meine große Schwester oder ich könnten ihm Gesprächspartnerinnen sein.

Ich lausche der Unterhaltung, ohne sie zu verstehen, und frage mich, ob es sich so für meinen Vater angefühlt hat, als er gerade neu nach Deutschland gekommen war – so unmöglich, je Kontakt aufnehmen zu können. Je wirklich *verstehen* zu können.

Irgendwann steht meine Tante mit einem leisen Ächzen auf, das mehr nach Gewohnheit als nach Schmerz klingt.

In ihren Hausflipflops flappst sie in die Küche. Sie ist eine große Frau mit vielen Kurven. Während sie läuft, hebt sie ihre Füße kaum an; ihre Fersen scheinen nie den Kontakt zum Boden zu verlieren. Die Küche ist vom Esszimmer nur durch eine Küchenzeile abgegrenzt.

Sobald Tante Eugenie das Gespräch verlassen hat, wird es still. Papa lehnt sich ins Sofa zurück, Afi wendet sich dem Kastenfernseher zu, der auf einer niedrigen Vitrine steht. Die Wiederholung irgendeiner Castingshow läuft, der Sänger singt, die Adern an seinem Hals sind angeschwollen – doch bei uns kommt nichts an. Afi greift nach der Fernbedienung und erhöht die Lautstärke. Nun übertönt sein Lied unser Schweigen. In meinem Kopf schiebe ich Gesprächsanfänge hin und her, ohne fündig zu werden. Vielleicht ist diese Situation zu groß für Small Talk?

Ich schaue mir die Linien in meinen Handflächen an und versuche, den Pulsadern zu folgen, die ich gerade so erahnen kann. Wie kann sich Familie so unbekannt anfühlen?

Das Geschirrkloppern, das aus der Küche dringt, nehme ich – wie eine Filmklappe – als Signal, aufzustehen und Tante Eugenie in die Küche zu folgen, um ihr Hilfe anzubieten. Wenigstens die Rolle der guten Tochter kenne ich auswendig.

Tante Eugenie lächelt und wiegt ihren Kopf, als ich die Küche betrete. »Nein, setz dich, setz dich!«, sagt sie. »Ich bin gleich fertig.«

Aber an dem Glitzern in ihren Augen kann ich erkennen, dass mein Angebot gut bei ihr angekommen ist. Also bleibe ich und warte, bis eine Aufgabe für mich abfällt.

»Und«, sagt Tante Eugenie, während sie in einem großen Topf das Maismehl anrührt, »wie läuft es in der Schule?«

Das ist die typische Einstiegsfrage der allermeisten Erwachsenen, die ich kenne. Eine Frage, auf der – je nach Antwort – ein neues Thema aufgebaut wird. Für meine Tante aber ist es *die* Frage. Schulnoten sind alles entscheidend.

»In der Schule läuft es gut«, erzähle ich deswegen hastig. »Jetzt nach der mündlichen Prüfung ist nicht mehr viel zu tun. Eigentlich warten wir alle nur noch auf die Zeugnisse und den Abiball in 13 Tagen.«

Vor dem großen, stillen Streit zwischen Papa und Tante Eugenie hat Papa seiner großen Schwester regelmäßig Kopien unserer Schulzeugnisse geschickt. Für mich war das kein größeres Problem, die Schule fällt mir leicht. Aber für meine Schwester Jacky, die mittlerweile weit weg von uns in Berlin wohnt, ging jedes Mal die Welt unter, wenn sie mit zitternden Händen den Telefonhörer entgegennehmen musste. Wie ein begossener Hund stand sie da, während statt Regen Tante Eugenie's endloser Monolog auf sie einprasselte. Meistens stand ich mit flauem Gefühl im Magen neben ihr. Jedes energisch gesprochene Wort am anderen Ende der Leitung konnte ich verstehen, so laut sprach Tante Eugenie ins Telefon. »Wie kann es sein, dass deine kleine Schwester bessere Noten hat als du, Jaqueline! Du bist die große Schwester! Du musst ihr ein Vorbild sein!« Danach war Jacky meistens stundenlang sauer auf mich, und ich versuchte, jeden ihrer Wünsche zu erraten, noch bevor sie ihn überhaupt aussprechen konnte. Mit Nutellabrot, ausgeräumter Spülmaschine und gebastelten Geschenken schmuggelte ich mich zurück in ihr Herz.

»Zeugnisse. Das ist super!«, sagt Tante Eugenie jetzt und sieht mich anerkennend an. »Und was ist dein Durchschnitt? Hast du ihn dir errechnet?« Sie weiß, worauf es ankommt.

Ich nenne meine Durchschnittsnote und sie nickt.

»Damit kannst du Jura studieren.« Sie wirkt äußerst zufrieden. »Oder vielleicht sogar Zahnmedizin.«

Ich setze ein unbestimmtes Lächeln auf. Tante Eugenie mag es, wenn man viel lächelt.

Sobald ich an die Zeit nach der Schule denke, schwankt die Nadel in meinem inneren Kompass. Ich habe keine Ahnung, in welche Richtung ich gehen will. Mit Medizin und Jura würde ich meine Familie stolz machen. Vielleicht ist das ja genug?

Das Verhör geht weiter, während Tante Eugenie Maismehl mit Wasser vermischt. »In welchem Fach hast du deine mündliche Prüfung gemacht?«

»In Philosophie«, sage ich und beobachte, wie sie den fast senkrecht stehenden Löffel in dem Topf dreht. Sie wendet diese spezielle Akoumé-Technik dafür an, bei der der Handrücken während des Rührens die meiste Zeit nach innen zeigt. Ich werde wohl nie lernen, wie das funktioniert.

»Das Thema war Schuld und Gerechtigkeit. Ich habe mich sehr gut darauf vorbereitet und mit einer Eins bestanden.« Das ist nicht gelogen: 14 Punkte sind eine Eins, auch wenn ein Punkt zur Bestnote fehlt.

»Das hast du prima gemacht.« Sie nickt zufrieden. »Also vielleicht wirklich Jura?«

Tante Eugenie ist ohne Zweifel eine Frau, die ihre Strenge gleichermaßen auf alle Menschen in ihrem Umfeld und auf sich selbst verteilt, was wohl auch zum Bruch zwischen Papa und ihr geführt hat. Genauso spendabel kann sie aber auch mit Lob sein, wenn sie etwas gutheißt.

Das Akoumé ist mittlerweile fest und Tante Eugenie lässt den Kochlöffel darin stecken. Ich hole die tiefen Teller aus dem schmalen Regal mit den Glastüren, ohne dass sie mich dazu auffordern muss.

Wieder zieht für einen kurzen Moment das Glitzern in ihren Augen ein. Auf den vier Tellern verteilt sie das Akoumé und die

Soße, auf einen lädt sie mehr als auf die anderen. »Für Papa«, sagt sie und drückt mir den Teller zurück in die Hand. Ich schnappe mir einen zweiten und trage sie ins Esswohnzimmer.

Afi steht auf, als sie mich sieht, und geht ohne Hast zur Küchenzeile. Mir fällt auf, wie gerade ihre Haltung ist: Sie geht wie eine Tänzerin, wie eine Person, die ihren Körper sehr genau spürt. Wenig später bringt sie die beiden weiteren Teller an den niedrigen Couchtisch, dicht gefolgt von unserer Tante.

Tante Eugenie macht den Fernseher aus und betet laut. Wir neigen dazu die Köpfe, und nachdem sich alle noch mal die Hände gewaschen haben, essen wir.

Auf meinen Platz hat Afi Messer, Löffel und Gabel gelegt; nur auf meinen, was mir einen Stich versetzt, obwohl ich weiß, dass es aus den besten Absichten geschehen ist.

Ich zögere, schaue zu, wie Papa, Tante Eugenie und Afi kleine Bällchen aus den Akoumé-Hügeln auf ihren Tellern formen und sie in die rote Fischsoße tunken.

Zuhause isst Papa mit Besteck. Deswegen fühlt es sich beinahe fremd an, ihn jetzt so geschickt mit seiner rechten Hand essen zu sehen. Ich wünschte, ich könnte das genauso wie er.

»Meine Tochter, iss!«, sagt Tante Eugenie und nickt auffordernd. »Du magst doch Akoumé?« Sie wirft meinem Vater einen ratlosen Blick zu.

»Ja, iss!«, stimmt er ein. »Deine Tante hat gut gekocht für uns. Das schmeckt ganz genau wie in Togo.«

Ich setze ein Lächeln auf und greife beherzt in das Akoumé. Heiß!

Ich blicke auf und direkt in Afis Augen. Sie muss jede meiner Bewegungen verfolgt haben, wie alle am Tisch. Papa drückt mir den Löffel in die Hand, und meine Finger umschließen das kühle Metall. Noch immer schaue ich zu Afi und sehe zum ersten Mal eine Regung, die ich zuordnen kann. Belustigung. Vielleicht ist es besser, nichts in ihrem Gesicht lesen zu können.

Nach dem Essen schickt Papa Afi und mich mit einem Zwanzigeuroschein los, damit wir Nachtsch besorgen. Kurz bin ich überrascht, denn das ist viel Geld für uns, aber dann verstehe ich: Er möchte seinen Teil zum Gelingen des Tages beitragen, und das macht Papa selten mit großen Worten. Einige Häuser weiter gibt es einen Supermarkt, in dem wir Mousse au Chocolat und zwei verschiedene Kekssorten kaufen. Afi folgt mir durch die Regalreihen bis zur Kasse. Alles muss sich vollkommen ungewohnt für sie anfühlen, aber ihr Gesicht bleibt ausdruckslos. Die Stille zwischen Afi und mir zieht sich bis hinaus auf die Straße, und je krampfhafter ich in meinem Kopf nach einem geeigneten Thema wühle, desto zäher kommt mir das Schweigen vor. Vielleicht könnte ich mit ihr über den geheimnisvollen Mann sprechen, den Tante Eugenie heiraten wird, immerhin ist sie wegen der anstehenden Hochzeit nach Deutschland gereist.

Erst die Hochzeitseinladung, die vor ein paar Wochen in unserem Briefkasten lag, hat uns offenbart, dass Tante Eugenie einen Partner hat. Armand heißt er, überragt selbst Tante Eugenie auf dem Einladungsbild um Längen und hat lustig funkelnde Augen. Die Nachricht über die anstehende Hochzeit hat Papa dazu bewegt, das erste Mal nach dem großen Streit endlich wieder zum Telefon zu greifen, um seine große Schwester anzurufen. Eigentlich hatte ich erwartet, Armand heute ebenfalls kennenzulernen. Oder Onkel Armand, wie Papa mir auf dem Weg zu Tante Eugenie versucht hat, anzugewöhnen.

Auf Französisch frage ich Afi also: »Kennst du Onkel Armand schon?«

Afi sieht mich an, nickt.

»Und wie ist er so?«

Sie zuckt mit den Schultern. »Nett.«

»Kommt er auch aus Togo?«

»Ja.«